

INGEBORG BALDAUF

Von Menschen und Maschinen in der Feldforschung – Erfahrungen aus Afghanistan und Uzbekistan

In der Feldforschung ist die Tonaufnahmemaschine ein erstrangiges Hilfsgerät: unentbehrliches Werkzeug für die Sprachforscherin, die Dialekte dokumentieren und analysieren möchte; Erleichterung schaffendes Begleitinstrument für die Erzählforscherin, deren Gedächtnis und Notiertechnik mit der Dokumentation folklorischer, literarischer und historischer Texte ansonsten hoffnungslos überfordert wäre; Speicher von Ephemerem, Verwahrinstanz des Gesammelten von heute für Erinnerungen und Einsichten von morgen.

Doch die Maschine ist nicht nur eine Krücke, sondern sie führt in der Forschung auch ein Eigenleben. Als Projektionsobjekt für Wünsche und Ängste schafft sie durch ihre schiere Anwesenheit und weil ihr gewisse Funktionen zugeschrieben werden spezifische Bedingungen für Kommunikation, Repräsentation und Performanz auf Seiten der Gastgeber, die das Vorhaben des Gastes¹ durchkreuzen – sei es, weil sie ihm Wege abschneiden oder weil sie ihm solche auf tun. Besondere Möglichkeiten des Erkenntnisgewinns eröffnen sie ihm dadurch allemal. Und nicht zu vergessen die Tücken des Objekts, die Dienstaufkündigung durch den vermeintlichen technischen Sklaven: sogar in seiner Verweigerung steckt üblicherweise eine Chance. Von meinen Erfahrungen solcher Art, die sich in einem knappen Vierteljahrhundert wiederholter Feldstudien in Afghanistan und Uzbekistan angesammelt haben, möchte ich hier berichten.

1. AUFTRITT

Dem Aufnahmegerät wohnt das Potenzial inne, das Gespräch zum Interview, die Aussage zum Statement, den Gesang zum Auftritt und damit den Gastgeber oder die Gastgeberin zum Experten, zur Person der Zeitgeschichte, zur Künstlerin

¹ In der Interpretation des Verhältnisses zwischen Feldforschern und Gewährspersonen als eines von Gast und Gastgebern – einschließlich der sich daraus ergebenden „Gabentausch“-Relationen – folge ich Doi (1997: 37 f.).

werden zu lassen. Der Gast hat es nicht unbedingt in der Hand, ob diese Wende eintritt; eher scheint ein Bedürfnis, ein Wunsch im Gastgeber zu schlummern, der sich beim Aufbau des UHER 2000 – weniger wahrscheinlich beim Zurüsten des bescheidener dimensionierten CC- oder DAT-Geräts oder gar beim schlichten Hinlegen des winzigen Mini-Disc (MD-) Recorders² – beziehungsweise beim Aufrichten des dazugehörigen Mikrofons Bahn brechen kann.

Spätsommer 2004, Shibirghan/Nordafghanistan, langes und entspanntes Geplauder mit Frau Shafiqā Habibi (Journalistin, Stellvertreterin des Kandidaten Abdurrashid Dostum im Wahlkampf um das Amt des Staatspräsidenten) über persönliche Themen wie unsere jeweiligen Familienverhältnisse, meine bescheidenen Schneiderkünste, unsere divergierenden Ansichten zur Schuhmode, dazwischen auch immer wieder über Gegenstände meines primären Interesses, also Frau Habibis Meinung zu wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Problemen Afghanistans, Erziehungs-, Medien- und Gender-Fragen. Der MD-Recorder liegt auf einer kleinen Etagère zwischen uns. Ich habe ihn, als wir uns zusammensetzten, deutlich sichtbar angestellt, und er läuft die ganze Zeit – wegen der Hintergrundgeräusche im Garten so gut wie unhörbar. Plötzlich das Geräusch des Zwischenspeicherns. Frau Habibi hält mitten in der launigen Erzählung über die vormittags miterlebte schlechte Wahlrede eines Provinz-Honoratioren inne. „Ist der an?“ – „Ja sicher, immer noch.“ – Frau Habibi strafft den Rücken, legt den Kopfschleier mit einer sicheren und eleganten Bewegung neu zurecht und quittiert ihre Geschichte mit einem laut und fest gesprochenen „Aber als mich dann die Frauen zu einer Hochzeit einladen, bin ich nicht mitgegangen. Ich bin Stellvertreterin, was soll ich auf einer Hochzeit. Ich bin nicht bloß eine Frau, die zum Vergnügen auf Hochzeiten geht. [Diese Frauen] wollen doch nur mit mir renommieren, ich aber bin professionell, morgen ist wieder Wahlkampf, ich muss mit meinen Kräften haushalten. Es ist noch ein weiter Weg, bis Frauen in der Politik genau so stark sind wie die Männer.“ – Nach kurzer Pause klatschen wir weiter; der Recorder ist wieder vergessen.

Der Switch von der informellen zur formellen Rede oder von „informeller Konversation zu verbaler Performance“ (Bauman 1977), mit dem zugleich die Politikerin sozusagen die habituelle Gender-Grenze überschreitet (Körperhaltung) und die bereits früher geschene Überschreitung einer zumindest diskursiv vorhandenen Grenze („professionelles männliches Handeln statt weiblicher Vergnügungssucht“) auch noch verbal bekräftigt, erfolgte spontan als Reaktion auf das Aufnahmegerät. Die Botschaft richtete sich wohl nicht an mich als einsame ZuhörerIn, sondern an ein imaginäres größeres Publikum, zu dem das Gerät vermeintlich vermittelt. Ähnliche Spontan-Appelle an ein Auditorium hinter dem Lautsprecher habe ich öfter miterlebt, wenn beim Erzählen die Emotionen höher gingen. Typischerweise wen-

² Schüller (2002) verweist zu Recht auf die aus wissenschaftlicher wie archivarischer Sicht suboptimale Qualität des MD-Aufnahmeverfahrens. Den entscheidenden Vorteil dieser Miniaturtechnik für die Feldforschung thematisiert er allerdings nicht: eben die absolute Unauffälligkeit des Kleingeräts, in folge derer, wenn das Gerät nicht aufdringlich platziert wird, so gut wie keiner der hier besprochenen „maschinenbegünstigten Performanzeffekte“ eintreten muss.

den Sprecher dabei den Blick dem Gerät zu, heben die Stimme, gestikulieren: „Das sollen sie nur alle hören!“, „Schneiden Sie das mit!“

Wie schwer es ist, die Suggestion des Mikrofons zu neutralisieren, konnte ich erfahren, als ich im eben schon erwähnten Wahlkampf 2004 von Abdurrashid Dostum selbst endlich ein Kürzest-Gespräch gewährt bekam – zwei Fragen, so war es vereinbart. In bewusster Abhebung von journalistischen Interviews und in der Hoffnung, auf diesem Weg einen Blick auf den Menschen hinter dem Politiker zu gewinnen, formulierte ich meine erste Frage möglichst persönlich: „Wem fühlen Sie sich eigentlich am nächsten, wen meinen Sie, wenn Sie von ‚Ihren Leuten‘³ sprechen?“

Der General thront in seinem Fauteuil. Ich schnappe mir einen Stuhl und rücke auf einen halben Meter an ihn heran. Den Recorder samt Mikro lege ich auf seine Armlehne – wenn diese Aufnahme nicht klappt, werde ich mich hassen. „Unsere Leute – ? Na, Sie sehen doch, die Menschen von Afghanistan ... also am ehesten sind die Menschen türkischer ethnischer Zugehörigkeit meine Leute, die Uzbeken, Turkmenen, Tataren, Kirgiz-Kazaken, die Hazara, kurzum die türkstämmige Bevölkerung von Afghanistan ...“⁴ Während der General sich warm redet, merke ich, dass ich falsch gefragt habe: das ist eine Wahlrede, nicht eine Antwort.

Mit der zweiten Frage, nämlich was ihm am meisten nahe gehe, konnte ich ihn dann tatsächlich kurz aus der Reserve holen:

Leise und zögernd, ein wenig versonnen spricht der General weiter: „Es gibt nichts Schöneres als Treue und Aufrichtigkeit. Treue ist das Schönste auf Erden. Wie könnte ich vergessen? Diese Kommandanten, all die jungen Männer, diese Burschen, sie sind umgekommen in den Bergen, sie haben mir das letzte Lebewohl gesagt, mit mir geredet haben sie, bevor sie ihr Leben ließen. Solch treue Leute habe ich viele...“

Ähnlich schlichte, persönliche Worte habe ich ansonsten nur von ihm gehört, wenn kein Recorder angestellt war; das Mikrofon lässt oft den Menschen hinter dem Repräsentanten verschwinden, den Gedanken hinter der Phrase.

³ Aus Anlass dieser Forschung, die ein Porträt von General Dostum erbringen soll, hatte ich bereits vor dem Gespräch mit dem General mehrere Personen aus seinem engen Umfeld befragt. Dabei erzählte Azizullah Kargär, ein Vertrauter des Generals, sein Schlüsselerlebnis mit Dostum: Anders als bei hochrangigen Persönlichkeiten in Afghanistan üblich, die sich gegenüber der Bevölkerung unnahbar verhielten, pflege Dostum die Nähe zu den einfachen Menschen und rede sie als „meine Leute“ an.

⁴ Die kuriosen Inhalte der Rede stehen hier nicht zur Debatte; in ihnen kreuzen sich pantürkistische Standard-Sprechblasen mit dem aktuellen Ethnizitätsdiskurs, dessen Details hier zu weit führen würden.

2. GEBETENES UND UNGEBETENES PUBLIKUM

Und das Mikrofon scheint seinerseits Repräsentationsqualität zu haben: Zusammen mit dem Aufnahmegerät steht es für ein Publikum, und da es schweigt, hat es zugestimmt und die Performance des Auftretenden gutgeheißen, ihn zu mehr ermutigt. Das Mikrofon genießt im Falle des Konflikts potenziell sogar höhere Autorität als die physisch vorhandene Zuhörerschaft.

Shibirghan/Stadtteil Ashrafi, Sommer 1978, im Haus von Lehrer Abdillah.⁵ Frauen und Mädchen des Hauses und einige Nachbarinnen singen mir Arbeits-, Fest- und Unterhaltungslieder vor. Das UHER-Gerät läuft, das riesige Mikrofon ist mitten in der Runde aufgepflanzt. Die älteren Frauen verbergen anfangs den Mund hinter dem Schleier, wenn sie singen, gewöhnen sich aber bald an das Gerät. Nach ein paar Liedern spiele ich die Aufnahme zur Kontrolle vor – Begeisterung über die ungewohnte Tonqualität, plötzlich wollen alle singen. Eine Oma bietet zum Amüsemnt der Anwesenden ein paar „schlimme“ Strophen dar, allgemeines Kichern. Jetzt ist die Reihe an den jungen Frauen. Nachbarin „Aqila“ hat die schönste Stimme, sie kann nur keine Texte; die Mädchen des Hauses flüstern ihr ein. Da rückt „Zakya“, 19, nach vorn und beginnt zu singen. Strophe reiht sie an Strophe, die beliebtesten Texte sind dabei. Wenn sie nur den Ton halten könnte... Die Mädchen werden unruhig: Pst, Blicke gehen von hier nach dort, die einen grinsen verlegen, andere ziehen den Schleier vor den Mund, Zakya singt ungerührt weiter, dass es in den Ohren knirscht. Knuffen – komm, lass mal wieder Aqila! Zakya rückt noch ein wenig näher ans Mikro, sie hält ihren Schleierzipfel fest, nein, ein paar Strophen hat sie noch, jetzt oder nie...

Wer hat eigentlich das Gerücht in Umlauf gesetzt, ihre islamische Erziehung leite Frauen und Mädchen zur scheuen Zurückhaltung an, was Aufnahmen von ihrer Stimme betrifft? Nur ein einziges Mal, es war 1977, habe ich eine derartige Begründung gehört: Eine sehr alte Frau aus Maimana/Nordwestafghanistan, vielleicht eine der letzten, die das Liebesepos „Tahir-u Zuhra“ auswendig vorzutragen wusste, wollte nicht aufgenommen werden. Das sei nicht gottgefällig.

Wen man offenbar fürchten muss, das ist nicht Gott, sondern es sind die Menschen, für Frauen im allgemeinen Männer. „Legen Sie meine Stimme nicht dem Bürgermeister vor!“, instruierte mich „Gulbibi“, eine ansonsten sehr resolute Frau, die als Lehrerin, Heilerin und spirituelle Führerin gewiss auch die Gottesfurcht nicht vergessen hätte, hätte sie sie denn für hier involviert gehalten. Als ich aus Pietät und meinem „Vorwissen“ folgend bei einem stark religiös konnotierten Heilungsritual gar nicht erst an eine Aufnahme zu denken wagte, drängte sie mich geradezu, das Gerät herauszuholen und die Séance mitzuschneiden. Während das Ritual seinem Höhepunkt zustrebte, der Trance zweier Medien unter rhythmischer Rezitation von Gottesanrufungen durch alle Anwesenden, winkte Gulbibi mir zu

⁵ Die Tonbänder aus dieser Feldforschung sind im Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften unter B 24 250, 24 253–254 und 24 255–259 aufbewahrt; dazu Baldauf (1989a, I: 159 ff.).

und versicherte sich wiederholt, ob ich das Gerät auch ordentlich ausgesteuert hatte.⁶ (Analog überlagert die Furcht vor konkreten Männern die vor Gott, wenn Frauen nicht fotografiert werden wollen: Als ich 2002 eine junge Ersari-Turkmenin in Khayrabad/Prov. Faryabat, ob ich sie mit ihrer Tracht, der hohen Pappmachéhaube *qasaba* und ihrem reichlichen Silberschmuck fotografieren dürfe, lehnte sie ab und entschuldigte sich damit, ihr Vater würde das nicht dulden, weil er ein frömelnder Mensch sei; sie schlug alternativ vor, mir ihre Ausstattung anzulegen und mich mit ihrem Söhnchen in dieser Aufmachung zu fotografieren, was dann auch geschehen ist. Abb. „Nach dem Rollentausch“)



„Nach dem Rollentausch“

Ähnliches ist aus dem postsowjetischen Uzbekistan zu berichten, wo bei allen geschichtsbedingten Unterschieden (die Gesellschaft ist in kultureller Hinsicht tatsächlich in 70 Jahren profund „sowjetisiert“ worden) bezüglich Gottesfürchtigkeit und Moralvorstellungen recht ähnliche Bedingungen gegeben sind wie in Nordafghanistan: Nicht Bedenken, dass Tonaufnahmen Gott missfallen könnten, drängen Frauen zur Aufnahmenabstinenz, sondern die ganz konkrete Angst vor Geheimdienst und politischer Verfolgung. Während ausgerechnet fundamentalreligiöse Texte auf Tonträgern aller Art verbreitet werden (wobei allerdings nur die Predigten von Männern für die Zirkulation in der Öffentlichkeit bestimmt sind; Frauenpredigt-Kassetten werden allenfalls im Familien- und Bekanntenkreis weitergereicht), Bedenken über die grundsätzliche Zulässigkeit des Mediums also keineswegs zu existieren scheinen, bewegen ab Mitte der 1990er Jahre zunehmend Vorsicht und Angst gegenüber weltlichen Instanzen Gastgeberinnen dazu, das Tonband nicht mitlaufen sehen zu wollen.⁷ Noch 1993, also vor der Rückkehr des autoritären Staates, trafen wir in der Provinz

⁶ Auch die Aufnahmen von dieser Séance sind im Phonogrammarchiv der ÖAW unter B 24 221 archiviert (dazu Baldauf 1989b).

⁷ So Annette Krämer aus ihren reichen Feldforschungen bei Frauen in religiösen usbekistanischen Milieus (2002: 31).

Khorezm/Nordwest-Uzbekistan bei den Frauen nur auf Billigung, als wir baten, sie bei der Rezitation literarischer, großteils auch religiöser Texte aufnehmen zu dürfen.⁸ Namentlich an eine evident fromme Frau erinnere ich mich als alles andere denn mikrofonisch – ihr schwungvoller Griff nach dem Mikro ließ mich damals an die Gesten von Bühnenkünstlerinnen und Fernsehstars denken, ihre Sprechweise an versierte sowjetische RednerInnen, *dokladchiki*. „Es konnte auch geschehen, dass eine *halpa*⁹ danach fragte, wo denn das Tonbandgerät sei, sie wolle gerne einen Text sprechen“, notiert die Forscherin und verweist auf die Faszination der technischen Geräte und den Genuss, den die Menschen durch die „Duplizierung des Feierlichen“ erlebten, welche durch Audio- und Videogeräte ermöglicht worden sei (Kleinmichel 2000, I: 29).

Wieder sind wir also in der Grauzone zwischen Tonaufnahme als Hilfsmittel, Aufnahme als Eigenwert und Aufnehmen als Zweck an und für sich. Feldforschung spielt in dieser Grauzone, und die Binnengrenzen sind sozusagen durch Geräte-kabel markiert.

3. HAMSTER, ELSTERN UND FISCH

1978 wollte ich in Nordafghanistan Materialien für eine Dissertation sammeln, Volksliedtexte. Da mein Interesse ausschließlich den Texten galt, war für mich – so seltsam mir das Forschungsvorhaben von damals schon wenig später erscheinen sollte – das Tonband ein reines Hilfsmittel, das mich vom Mitschreiben entlastete. Die meisten Menschen, mit denen ich arbeiten durfte, verstanden es wohl genau so: Kassettenrecorder kannte man in Afghanistan zu dieser Zeit bereits, auf dem Land waren sie aber noch wenig verbreitet und wurden vor allem nicht für eine eigene Aufnahmetätigkeit genutzt. Man folgte also mir in meinem Postulat des Geräts als Hilfsmittel der Textwissenschaft. Wie unmittelbar mein UHER-Gerät durch die hohe Qualität der Aufnahme aus Frauen, die einfach Lieder für mich sangen, Sängerinnen zu machen vermochte, ist oben schon beschrieben worden. Die Grenze vom Hilfsmittel zum Medium, das einen Wertgegenstand „Aufnahme“ herstellt und den Produzenten zum Profi adelt, war überschritten. Es kann noch weiter kommen mit der Überschreitung.

⁸ Die Feldforschung im April/Mai 1993 bei schriftenkundigen Khorezmierinnen in und um Urganch führten Sigrid Kleinmichel und ich gemeinsam durch, wobei Frau Kleinmichels Interesse stärker den literarischen Aspekten der Arbeit galt, das meine eher den sprachlichen und technischen. Beobachtungen ethnologischer Natur und einiges zum Ablauf der Feldforschung finden sich in Kleinmichel 2000.

⁹ Die lesekundigen Rezitatorinnen werden in Khorezm als *halpa* bezeichnet.

Aufgenommen werden kann offenbar süchtig machen. Ist es die wenigst zeitweilig gewonnene Eigenwahrnehmung, eine wichtige, da „gefragte“ Persönlichkeit zu sein im ursprünglichsten Sinne des Wortes, gemischt mit der Freude, eine Forschungsarbeit zu unterstützen? Ein bejahrter Lehrer, mit dem wir¹⁰ 1996 Aufnahmen zur uzbekisch-persischen Zweisprachigkeit in Nordafghanistan machten, ließ sich über Wochen hinweg stets neue folklorische Texte einfallen, „damit wir die Kassetten voll bekommen“ sollten. Es ging dabei gewiss nicht nur um die reine Weitergabe von Wissen, das ansonsten verloren zu gehen drohen könnte; unser Freund hatte schon einige Mühe, immer noch neue Texte für uns zu finden.

An dieser Stelle sei mir ein Exkurs gestattet zur Produktion voller Tonträger durch Gastgeber, sozusagen zur „Konkurrenzverdrängung“. Wenn das Tonbandgerät 1978 bei Frauen im ländlichen Raum Afghanistans aus heiterem Himmel als ein Blitz einschlagen konnte, der Wirkung und Wert des Performativen in gleißendes Licht legte, so hatten Profis des Musikgeschäfts diese Naivität natürlich längst vorher abgelegt. Wie in Kabul, Kandahar und Herat, so gab es auch in Mazari Sharif bereits manchen „Workshop“, in dem Kassettenmusik produziert und reproduziert wurde. Ältere, renommierte Künstler setzten weiterhin primär auf *live music*, jüngere sahen den Paradigmenwechsel klar und orientierten sich auch auf die Produktion von Kassetten. So auch Amir Mamad, aufstrebender Sänger aus Akhcha/Provinz Jowzjan. Er veranstaltete im Mai 1978 in seinem Haus eine Abendparty für mich, zu der die Honoratioren der Kleinstadt geladen waren, mit dem Ziel, meine Sammlertätigkeit (anders ist meine damalige Arbeitsweise nicht gerecht zu bezeichnen) zu unterstützen. Ein Missverständnis lag zwischen uns, durch mich und meine grässlich schlechten Sprachkenntnisse verschuldet und durch eben diese erst mit Verzögerung bemerkt. Den mehrstündigen Sangesabend erlebte ich euphorisiert: eine Liedstrophe jagte die andere in munter wechselnden Tempi, das UHER kam mit seinen 19 UpM kaum nach, diese Fülle von schönen Texten, das erste Kapitel „Männerlieder“ meiner Dissertation währte ich schon im Kasten. Am anderen Morgen konnte ich es nicht erwarten, dass der noble Gastgeber nach seinem erschöpfenden Abend zu mir ins Hotel kam, um mir beim Transkribieren der Texte zu helfen.¹¹ Er sollte sich zu meiner Enttäuschung weigern, das zu tun, und nach ihm noch einige andere Herren, die ich darum bat, und ihre Begründung lautete immer gleich: Die Texte seien „sinnlos“. – Zuletzt lernte ich sie doch noch

¹⁰ „Wir“ bedeutet Lutz Rzehak und ich. Aus den Zweisprachigkeitsuntersuchungen ist noch nichts veröffentlicht; Rzehak (2004) geht auf diese Feldforschung zurück.

¹¹ Auch eine so simple Methodik muss manche Forscherin in bitterer Erfahrung lernen: 1977 hatte mich mein Hamstertrieb dazu verleitet, zwar mehrere Stunden Frauenlieder aufzunehmen – wieder zu Hause, verstand ich allerdings kein Wort von den Texten; Aufnahmen ohne Auswertung am Ort...

verstehen, dank meinem unermüdlichen Helfer Herrn Sayd Murad aus Shibirghan, der mir Strophen abhörte, unter denen „Es regnet in Strömen; sag, was habe ich für eine Schuld auf mich geladen? Wenn morgen Donnerstag ist, ist übermorgen Freitag“ noch zu den inhaltsschwereren gehört. Was tatsächlich geschehen war, offenbarte sich dazwischen in Texten wie „Dieses Tonband haben wir angefüllt – wir allein, zu dritt“ und „Es bedarf keines anderen mehr: Ich werde deine Tonbänder schon anfüllen!“¹² Aus der Sitzung ging meine Sammlung nur geringfügig bereichert hervor, ich selbst um eine entscheidende Erfahrung: Es gibt Gewährspersonen, die nach sich keine anderen wollen und nach deren Verständnis das Ende des Rohmaterials den Erfolg der Feldforschung signalisiert. Mein Vorrat an leeren Tonbändern war nahezu verbraucht; von da an nahm ich mit 9½UpM auf.

Das Produzieren von vollen Tonträgern kann also zum Selbstzweck werden, Aufnahmegerät und Mikrofon geben dabei einen entscheidenden Kick. „Yusuf“, Hausbediensteter in Mazari Sharif, den ich 2004 nach seinen Erlebnissen als Jugendlicher in der Taliban-Ära gefragt hatte, bot tagelang in seiner abendlichen Freizeit immer wieder an, mir „auf Kassette“ zu sprechen, obwohl schon unsere zweite Sitzung nur mehr repetitive Erzählungen erbrachte. Ohne Mikrofon sprach er eigentlich gar nicht mit mir. – Angesichts des Altersverhältnisses hier (ich wäre ungefähr seine Großtante) entfällt wohl auch das Motiv, mit dem ich mich in jüngeren Jahren gelegentlich glaube zum Nutzen der Forschung konfrontiert gefunden zu haben: das Zusammensitzen war alles, der Vorwand egal. Ich kann die Aufnahmelust hier auch nicht als Versuch einer Trauma-Bewältigung interpretieren, denn erstens enthielt zumindest das, was Yusuf mir – bzw. der Mini-Disc – erzählte, keine harten oder sonst auffälligen Erfahrungen, und zweitens brauchen Menschen, die tatsächlich Erfahrungen loswerden müssen, nicht das virtuell unendlich weite Forum hinter dem Mikrofon, sondern allein die Zuhörer:in als speicherloses Medium ohne Tonauslassbuchse:

„Warum erzählen Sie mir das alles eigentlich?“ wage ich „Khayriddin“ schließlich zu fragen, nachdem er mir schon in der ersten Stunde unseres Zusammenseins, und in vielen Stunden danach, Erlebnisse aus dem afghanischen Bürgerkrieg und der Taliban-Zeit anvertraut hatte, die abwechselnd ihm und mir die Tränen in die Augen trieben. „Weil aus Ihnen nichts hinausdringen wird“, sagt er.¹³

¹² Vollständige Transkription der Sitzung in Baldauf (1989a, I.: 516 ff.).

¹³ Aus einer aktuellen Oral History-Forschung zum Zeitraum 1978-2005 (Afghanistan).

4. ZUGABE ODER NICHT

Es gibt Erzählungen, die auch die zähste Tonspur nicht erträgt – oder gibt es den *lapsus manus* der Feldforscherin, das gnädige insuffiziente Einstecken des Mikrofonkabels in den Toneingang?

Audienz bei einem archaischen Herrscher, beim Militärgouverneur der Provinz Faryab, General Hashim Habibi (Herbst 2002). Der Kommandant hält Hof direkt hinter der Schwelle seines Palastbereichs, von den Bittstellern getrennt nur durch das hohe Eisentor der Einfahrt, auf einem bescheidenen Holzstuhl, sekundiert von seinem lese- und schreibkundigen Berater. Wir tragen uns beide einen Stuhl in die Blumenrabatte abseits, in einer seltsam vertraulichen Geste – ich könnte seine Mutter sein – reißt er das lange Hemd hoch und beginnt, mir an den Narben und Wunden seines Körpers entlang sein wüstes Soldatenleben zu erzählen. Hier ein Durchschuss, da ein Stich, das rechte Ohr fast ertaubt durch eine Granatenexplosion, jede Verletzung hat eine Geschichte, achtzig Minuten MD und Grausamkeit folgt auf Grausamkeit. Ich möchte wirklich nicht wissen, in wie vielen von diesen Morden oder Quälereien „er“ und „ich“ der Geschichtsschreibung zuliebe verwechselt worden sind. Als der Kommandant zum Nachmittagsgebet enteilt, surrt mir noch einige Zeit der Kopf. Ich spiele die Disc zurück, hänge mir die Kopfhörer ein, bereit, einen Teil des Gehörten noch einmal zu ertragen. – Ein leises, gleichförmiges Rauschen. Kurzer Vorlauf. Dasselbe. Hektischer Vorlauf, Rücklauf, die Ohrhörer neu einstecken, ein–aus – wieder das gleiche. Die MD ist leer.

In diesem Fall erwies sich die Mini-Disc in der Tat als archivierungsfeindlich: der Kontakt zwischen Mikrofon und Gerät war nicht geschlossen gewesen. Ich versuchte es nicht ein zweites Mal mit dem Kommandanten. Wenn Aufnahmen manchmal ein Eigenleben hat, dann mag es auch das Nicht-Aufnehmen haben.

Leider passierte mir der gleiche Fehler schon ein halbes Jahr später, im Frühjahr 2003, erneut: Ich arbeitete mit den fikionalisierten Lebenserinnerungen des usbekistanischen Schriftstellers und vormalis hochrangigen Provinz-Funktionärs Bobomurod Daminov und konnte den greisen Herrn in seinem Haus in Samarkand befragen.¹⁴ Ein lebensgeschichtliches Interview sollte es sein, das ich mit dem Buchtext zusammen stellen wollte zu einer verdichteten Beschreibung. Für die Methode hatte ich mir vorgenommen, nur eine schlichte Eingangsfrage zu stellen von der Art: „Sie haben als Aktivist doch ein wechselvolles Leben geführt?“

Ein bescheidenes Wohnzimmer, nur ein großes Ölgemälde der tragisch verstorbenen Schwiegertochter hebt sich ab. Der alte Herr sitzt konzentriert; am unteren Ende der Tafel seine Tochter, die gelegentlich mit der Teekanne spielt. Ich stelle den MD-Recorder an und lege das kleine Mikrofon mitten auf den Tisch. Automatisch wechselt Herr Daminov ins Russische, holt sich dann wieder zurück in sein nüchternes, stark in einem ländlichen Dialekt eingefärbtes Uzbekisch. Er erzählt sein Leben wohl strukturiert, übersichtlich, unaufgeregt. Es gibt nichts zu bereuen und

¹⁴ Von Bobomurod Daminov waren bis dahin bereits zwei Bände erschienen (1995, 2000). (Wiewohl bereits über 90 Jahre alt, stellte Herr Daminov bis zu seinem Tode im Frühjahr 2005 die Tetralogie fertig.)

kein Selbstmitleid, drei Viertelstunden lang. Dann geht er ins innere Zimmer, um mir ein Porträtfoto zu holen. Derweilen überprüfe ich die Aufnahme, lasse zurücklaufen, die Disc müsste schon fast voll sein. Ohrhörer: nichts. Vergiss es. Die Tochter merkt meinen Ärger und meine Enttäuschung. Ich nenne ihr den Grund. – „Ach, sagen Sie es ihm doch einfach“, rät sie. „Er hat Zeit. Er erzählt doch gern.“ – Wie viel Abstand sehen die uns vertrauten Methodologien vor, bis man ein lebensgeschichtliches Gespräch sinnvoll wiederholen kann? Lieber gar nicht nachdenken. Herr Daminov kommt zurück mit dem Foto in der Hand: hier meine Orden. Ich erkläre ihm, was passiert ist, bitte ihn um einen neuen Anfang. Wahrscheinlich wird das jetzt eine Rumpfgeschichte – wenn er sich nicht überhaupt veräppelt fühlt.

Drei Viertelstunden später habe ich meine Aufnahme in der Tasche. Eine Erzählung ohne Varianten. Das nenne ich ein geradliniges Leben.

Ob Herr Daminov „sein Leben“ schon anderen Leuten erzählt hat? Auf Tonträger? Zur Niederschrift? – Mein Glaube an Theorie und Methodik der Lebenserzählung kam an jenem Tag ins Wanken, aber eine gute, stabile Geschichte habe ich jedenfalls eingefahren.

5. TÜCKEN DER ETHIK

Mit Methoden habe ich überhaupt Probleme; ich zweifle auch gelegentlich, durch wie viel Praxis manche methodischen und forschungsethischen Forderungen genährt wurden.¹⁵ Wie schon erwähnt, habe ich wenig Erfahrung mit der Verweigerung von Tonaufnahmen. Hinter der ersten stand eine religiös-moralische Begründung, wie oben berichtet; hinter der zweiten (und vorläufig letzten) standen politisch-ideologische Gründe, vermutlich gepaart mit Angst vor den Machthabern der Zeit. Es war 1996, und bis heute bin ich mir nicht im Klaren, wie ich diese Forschungserfahrung handhaben kann.

Shibirghan, eine Runde intellektueller Herren gemischten Alters. Wir¹⁶ erörtern mit den Gastgebern das Geschehen um das Grab der Bibi Nushin, die vor wenigen Monaten ums Leben gekommen war und über die die verschiedensten Geschichten in Umlauf sind: War sie ein lockeres Mädchen, das einen Ehrenmord gestorben ist? War sie eine Heilige – an deren Grab mittlerweile Wunder geschehen sein sollen – und ihre Mörder haben gefrevelt? Kommen solche Geschichten aus der unterdrückten Klasse, gibt es in der Geschichte etwas von klassenkämpferischem Rang?

Jeder in der Runde hat eine Meinung. Dann wird es plötzlich still, als einer ansetzt: „Wer weiß, wer in diese Sache alles involviert ist!“ Der letzte Satz auf unserer Kassette lautet: „Schalten Sie aus, das braucht es jetzt nicht.“

¹⁵ Weitertragende, systematische Überlegungen zu möglichen Rollen der Feldforscherin bei Adams (1999).

¹⁶ Wie FN 11.

Inzwischen habe ich intensiv an diesem Thema gearbeitet: Erzählmotive sortiert, Diskurse herauspräpariert, den Weg vom Geschehnis zur Legende nachgezeichnet. Ein ganz entscheidendes Moment ist geblieben, wie tief die Mächtigen der Stadt in das alles verstrickt waren – ob als Verfolger, gar Mörder von Bibi Nushin, ob als Protektoren und Protegierte des Heiligtums. Viele Personen des öffentlichen Lebens der Jahre kurz vor der Machtübernahme der Taliban gehören in den Dunstkreis der Geschichte: Kommandanten, der „König“ der Region mit einer seiner Gattinnen und seinem Bruder, hochrangige Beamte.

Ein Grundsatz von *Oral History*-Ethik besteht darin, dem Subjekt der Erzählung volle Handlungskompetenz zu lassen: Wird eine Aussage später widerrufen oder ein Stück Erzählung von der Benutzung ausgeschlossen, so hat dem Willen des Erzählsubjekts gefolgt zu werden (Battaglia 1999). Wie aber streicht man das Gehörte aus dem Gedächtnis, gerade wenn es so mitten im Kern der Geschichte steht wie in unserem Fall: gehört ist gehört, keine künftige Interpretation der „erlaubt gebliebenen“ Einlassungen wird ohne diese Folie geschehen. Aufnahmen zu unterbinden oder zu löschen steht den Gastgebern zu, keine Frage, aber wie löscht der Gast das Gehörte aus dem komplexen Gefüge seines weiteren Denkens?

Manchmal stößt man an die Grenzen, die die Forschungsethik zieht, namentlich wenn Aufnahmetechnik im Spiel ist – und manchmal glaubt man nur daran gestoßen zu sein, bis man aufmerksam gemacht wird, dass man noch tief im grünen Bereich sei. Von meiner voreiligen Pietät gegenüber dem Ritual bei Gulbibi war bereits die Rede. Auch mit meiner Sensibilität für heikle Familienfragen schein ich oft falsch zu liegen.

Schon beim Frühstück der Frauen merke ich, dass der Haussegen schief hängt zwischen „Hajji Barakatullah“ und mindestens einer seiner drei Gattinnen. So wenig ich als Gast des Hauses verstanden haben mag, eines ist sicher: es geht um Eifersucht.

Jetzt treibt die Sache der Spitze zu. Die kleinen Kinder haben sich in den Hof verzogen, der Hausherr lässt sich zu seinem Frühstück nieder, selbstzufrieden. Ich packe mein Notizbuch und versuche ebenfalls die Flucht in den Garten, Ehestreit ist mir peinlich, ich habe auch Angst, eine Meinung haben zu müssen, hineingezogen zu werden. Im offenen Durchgang kauert die scharfzüngige Cousine des Hausherrn, die die Arbeit mit dem Milchvieh verrichtet. Sie zieht mich am Ärmel zu sich hinunter und kichert halblaut: „Schalten Sie Ihr Gerät an – jetzt werden Sie gleich etwas hören!“ – Also OK, ich habe schon mal einem besonderen Dialekt oder einer spezifischen Rhetorik zuliebe ein Aufnahmegerät laufen lassen, ohne vorher um Erlaubnis zu fragen, im Umgang mit Politikern und anderen Performanten bin ich da insgesamt nicht so zimperlich. Aber diesen Ehestreit, von dem ich schon ahne, dass er ganz übel ausfallen wird..., ich kenne Frau „Jumagul“s gotteslästerliche Flüche und ihren verzweifelten Kampf der Kinderlosen gegen die große Gattin, die sie nur „die Feindin“ nennt, schon zur Genüge. Das gehört nicht auf meine MD.

Als sich das Gewitter entladen hat und die gekränkte Gattin außer Sicht gegangen ist, winkt mich der Hajji ungerührt herein. Er lacht gütig und meint nur: „Sie hätten das ruhig aufnehmen können. Schade, dass sie so ein schmutziges Mundwerk hat, sie ist nervös, aber sonst ist sie eine großartige Frau, keine andere kann meine Gäste so prima bewirten.“

Und wie um das Fass voll zu machen, sollte mich Frau Jumagul noch am gleichen Tag auffordern, wobei sie das Restgift in ihrer Stimme mit seltsamem Genuss nachzukosten schien und dann wie erleichtert lachte: „Einmal müssen Sie das aufnehmen, wenn ich dem Hajji richtig die Meinung sage. So was haben Sie doch sicher noch nicht gehört, oder, das interessiert Sie doch?“

Es ist doch erstaunlich, zu welchen Überlegungen Feldforscherinnen mit Aufnahmegeräten in der Hand die Menschen herausfordern, über die sie sich herausnehmen nachzudenken...

LITERATUR

- Adams, Laura L. 1999. "The Mascot Researcher: Identity, Power, and Knowledge in Fieldwork". *Journal of Contemporary Ethnography* 28: 331-363.
- Baldauf, Ingeborg. 1989a. *Materialien zum Volkslied der Özbeken Afghanistans*. Teilbände I+II. Emsdetten: Andreas Gehling.
- , 1989b. „Zur religiösen Praxis özbekischer Frauen in Nordafghanistan“. In: Sagaster, Klaus & Helmut Eimer (Hg.). *Religious and Lay Symbolism in the Altaic World and Other Papers*. Wiesbaden: Harrassowitz, 45-54.
- Battaglia, Debora. 1999. "Towards an Ethics of the Open Subject: Writing Culture in Good Conscience". In: Moore, Henrietta L. (ed.). *Anthropological Theory Today*. Cambridge: Polity Press, 140-155.
- Bauman, Richard. 1977. *Verbal Art as Performance*. Rowley, Mass.: Newbury House Publishers.
- Daminov, Bobomurod. 1995. *Peshonada bori. Roman*. Samarqand: Zarafshon.
- , 2000. *Taqdir o'yini. "Peshonada bori" trilogiyasining ikkinchi romoni*. Samarqand: Zarafshon.
- Doi, Mary M. 1997. *From the Heart: Marginality and Transformation in the Lives of Uzbek National Dancers 1929–1994*. PhD dissertation, Indiana University.
- Kleinmichel, Sigrid. 2000. *Halpa in Choresm (Hwārazm) und ātin āyi im Ferghanatal: Zur Geschichte des Lesens in Usbekistan im 20. Jahrhundert*. 2 Teile. (Anor 4). Berlin: Das Arabische Buch.
- Krämer, Annette. 2002. *Geistliche Autorität und islamische Gesellschaft im Wandel. Studien über Frauenälteste (otin und xalfa) im unabhängigen Usbekistan*. Berlin: Klaus Schwarz.
- Rzehak, Lutz. 2004. „Narrative Strukturen des Erzählens über Heilige und ihre Gräber in Afghanistan“. *Asiatische Studien/Études Asiatiques* LVIII/1: 195-229.
- Schüller, Dietrich. 2002. „MiniDisc in der Feldforschung? Die Anwendung archivarischer Prinzipien bei der Datengewinnung“. *Das audiovisuelle Archiv* 46: 54-64.